

O.T. (Hofinstallation 1), 2010

Holz, Aluminium, Sand, Bitumen, Plastiktüten

Temporäre Installation am 15./ 16./ 17.10.2010, im Hinterhof vor meinem Atelier.

26 Stelen je 200x2,4x2,4cm

91 Dosen, sandgefüllt je Ø9,9x11,9cm

5 Dosen mit Resten von Bitumenspachtel, sandgefüllt je Ø30x17cm

65 transparente Plastiktüten je 25x33cm

Seit 2001 finden jährlich Mitte Oktober die sog. „Westendstudios“ im Münchner Stadtteil „Westend“ statt. In diesem Stadtteil befindet sich seit 2004 mein Atelier, welches ich mit Ursula Oberhauser teile. 2006 und 2007 konnten wir unser Atelier für diese lokale Form der „Offenen Ateliers“ noch so frei räumen, dass wir ein paar Arbeiten von uns in einer fast „White Cube“-artigen Situation zeigen konnten. 2008 haben wir beide nicht teilgenommen. 2009 haben wir uns entschlossen, wieder mitzumachen.

Unser Beitrag zu den „Westendstudios09“ bestand wegen unseres inzwischen voller gewordenen Ateliers darin, nur die Ateliertüre zu öffnen, aber gleich dahinter eine Absperrung (eine weiße Plastikkette) zu installieren. So, wie wir den Raum am letzten Tag vor dem Ausstellungswochenende verlassen hatten, so konnten ihn die Besucher sehen. Für uns ein wichtiger Ort des Handelns erfuhren, die Besucher den Raum als dreidimensionales „eingefrorenes“, stillstehendes Bild, das nicht betreten werden konnte. Zu sehen waren keine präsentierten Arbeiten, sondern ein kreatives Chaos: Fertige und angefangene Arbeiten zwischen Materialien und Utensilien unseres Atelieralltags (Werkzeuge, Gesammeltes, Geschirr, Dreck, Reste, Müll u.a.). Im Prinzip war die Situation für den Besucher ähnlich der eines Besuches in einem Museum, bei dem Räume aus anderen Zeiten rekonstruiert gezeigt werden. Was dazu gefehlt hat, waren wir beide als lebensgroße Nachbildungen in diesem Raum.

Für diese Art der Präsentation der eigenen Arbeit wäre es nicht nötig gewesen, persönlich anwesend zu sein. Aber es besteht jedes Mal die Hoffnung auf interessante Gespräche, die aber während meiner Anwesenheit als „Museumswächter“ nicht stattfanden, weshalb ich zu diesem Zeitpunkt entschlossen war, nicht mehr an den „Westendstudios“ teilzunehmen. Obwohl es im Vorfeld nicht viel Arbeit war, abgesehen vom Erstellen des eigenen Beitrags zum Programmheft musste ja nur die Türe geöffnet werden, fand ich die ganze Situation enttäuschend: Keine interessanten Fragen, keine guten Kontakte, keine Begeisterung, keine Aufregung. Niemand aus der „Kunstszene“, abgesehen von zwei Künstlerkollegen. Menschen kommen, schauen rein, bleiben kurz oder etwas länger, gehen. Negativer Höhepunkt war der narzisstische Auftritt einer sich selbst als „Kulturmanagerin“ bezeichnenden älteren Frau.

Während des Ausstellungswochenendes damals hatte ich mehr und mehr das unerträgliche Gefühl, mich selbst aus dem eigenen Atelier ausgesperrt zu haben. Statt selbst arbeiten zu können, saß ich nun einfach nur nichts machen könnend, warm eingepackt im immer kälter werdenden Hausflur vor der eigenen Ateliertüre rum. Mit den zwei Fotos in der Internetdokumentation der Veranstaltung wird die ganze Aktion wieder künstlerisch verständlich: Einen begrenzten Einblick in den Raum der Entstehung der eigenen Kunst gewähren. Menschen, die kurz diesen Einblick auf sich wirken lassen. Aber vielleicht gehört eigentlich auch der sich selbst aus seinem Arbeitsraum aussperrende Künstler zum ganzen Bild dazu. Die Erfahrung, nicht weiter arbeiten zu können, war das eine. Das andere war das Gefühl, der Sprache des Bildnerischen vertrauen zu müssen, ohne wissen zu können, was jemals beim anderen davon ankommt. Zeitweise fühlte ich mich wie ein Experte ohne Fachpublikum und ich fragte mich, ob ich einen konzeptionellen Fehler begangen hatte.

Aus diesen Erfahrungen entstand mein Beitrag zu den „Westendstudios10“. Die eigenen Vorbedingungen waren: 1. Kein Einblick mehr gewähren in die „intime“ Arbeitsatmosphäre meines Ateliers. 2. Auch an diesem Wochenende weiterarbeiten können. 3. Kein Kontakt zum Publikum, weil ich als bildender Künstler eben bildnerisch, skulptural, installativ arbeite - nicht verbal. 4. Kein Erklärer der eigenen Arbeit sein müssen und auch kein Aufpasser für die eigene Arbeit. 5. Eine künstlerische Setzung machen, die für sich spricht und die o.g. Bedingungen erfüllt. 6. Etwas machen, dass mich selbst als Künstler weiterbringt.

Weil ich auch organisatorisch minimal arbeiten wollte, entschied ich mich knappe zwei Monate vor der eigentlichen Veranstaltung für eine Installation im Hof zwischen Vorder- und Rückgebäude in dem sich das Atelier befindet. Dieser Hof wird eigentlich nur dazu benützt, Autos zu parken. Der Besitzer des Friseurgroßhandels im Erdgeschoss des Rückgebäudes parkt dort. Ebenso seine Kunden. Außerdem werden zahlreiche Fahrräder dort abgestellt. Die im Hof zyklisch abgestellten Euroholzpaletten des Großhandels erzeugen ebenfalls einen eigenen Rhythmus: Sie werden immer mehr, dann werden sie abgeholt und sind weg.

Zur selben Zeit hatte ich begonnen, mich damit zu beschäftigen, eine der Länge nach mit einem Fuchsschwanz zweigeteilte Dachlatte senkrecht aufzurichten und sie möglichst simpel zum Stehen zu bringen. Dafür entwickelte ich eine Art „Fuß“ aus Aluminiumblech in dem jeweils eine Hälfte senkrecht stehend festgeklemmt wurde. Das

ganze System stabilisierte ich mit einer restentleerten und sandgefüllten Lackdose. Nebenbei benützte ich die gleichen sandgefüllten Dosen auch, um am Boden liegende Plastiktüten zu fixieren.

Die Entscheidung für eine Installation im Hof hatte zur Folge, dass ich eine Arbeit realisieren musste, die nicht zerstörbar wäre, die über Nacht stehen bleiben könnte, die nass werden dürfte (da es erfahrungsgemäß an diesem Termin immer regnet) und die sozusagen „keinen Wert“ haben dürfte (sonst hätte ich sie ja bewachen müssen). Die Materialien der oben beschriebenen Konstruktion – Holzstab, Aluminiumblech, Weißblechdose, Sand – erschienen mir unter diesen Gesichtspunkten ideal für die Idee einer Installation im Hof. Also begann ich, weitere Dachlatten der Länge nach aufzuschneiden und 26 Fußpunkte aus Aluminiumblech zu schneiden und zu biegen. Die Dosen bestellte ich mir neu bei einer Dosenfirma, deren kleinste Verpackungseinheit 91 Dosen enthielt.

Während der Zeit der Vorbereitung passierte etwas Merkwürdiges, das mich selbst überrascht hat: Je mehr Stehlen ich fertig stellte und im Atelier aufrichtete und mit Dosen kombinierte, die transparente Plastiktüten am Boden festhielten, desto wertvoller erschien mir das Ganze. Aus billigsten Materialien (Dachlatten, Sand, Plastiktüten, Dosen), die jederzeit neu und ohne viel Finanzaufwand zu beschaffen gewesen wären entstand durch Arbeit das Gefühl von Wert und damit auch von potentiellm Verlust. Diese Sorge setzte sich auch an den Tagen der Präsentation fort. Plötzlich hatte ich Angst, jemand könnte eine Dose klauen oder einen ganzen Stab, oder womöglich das ganze Prinzip der Installation. Auf eigentümliche Weise war Wert entstanden und das, obwohl die Arbeit in keinem wertstiftenden Kontext (Galerie, Museum o.ä.) gezeigt wurde. Das Gefühl von Wert war auch völlig losgelöst von finanziellen Aspekten.

Als ich ca. zwei Wochen vor dem Ausstellungswochenende meine Nachbarn im Vorderhaus über die bevorstehende Installation informieren wollte, erfuhr ich beiläufig, dass genau in derselben Woche Malerarbeiten an den Hausfassaden samt Baugerüst stattfinden würden. Kurz überlegte ich mir, was von meiner Installation übrig bleiben würde, da die Aufstellung eines Baugerüsts auch eine temporäre Installation ist. Aber ich war schon für die Veranstaltung angemeldet und das Programmheft bereits in Druck. Also blieb mir nichts anderes übrig, als den Lauf der Dinge zu akzeptieren und einfach zu sehen, was passieren würde.

Natürlich berührt das die „Urangst“ eines Künstlers, etwas Schlechtes auszustellen. Auf der anderen Seite stellt genau das eine wahnsinnige Herausforderung dar: An die eigene künstlerische Setzung zu glauben und sie durchzuführen. Ohne genau zu wissen, wieweit sie in bestehende Räume eingreift oder in bestehenden Räumen untergeht und wie sie auf einen selbst zurück wirken wird. Nichts anderes bedeutet es, als Künstler zu arbeiten und auszustellen.

Auch eine andere künstlerische Überlegung interessierte mich, so dass ich auch von daher nicht auf die Installation verzichten wollte: Ich wollte etwas machen, das weder von sich aus nach Kunst aussieht noch durch den Kontext in dem es gezeigt wird zu Kunst gemacht wird. Also nicht „Nicht-Kunst“ in einem „White-Cube“, sondern eine minimale Intervention in einem Alltagsraum. Eine winzige semantische Verschiebung von Material im Alltag. Einen magischen Hauch von räumlicher Veränderung erzeugen, der auch die Verhaltensweisen, die in diesen Räumen normalerweise geschehen verändert.

Zwei Personen bestätigten an den zwei Ausstellungstagen unbeabsichtigt das Gelingen dieses Gedankens: Eine Besucherin stürmte durch den Hof direkt auf die Eingangstüre zu, hinter der sie mein Atelier vermutete. Erst als sie wieder gehen wollte, weil diese verschlossen war, fiel ihr die Installation auf. Und als künstlerische Intervention auch erst in dem Moment, in dem sie die Dosen wiedererkannte, die sie zuvor im Programmheft gesehen hatte. Ein Nachbar aus dem Vorderhaus sah mich am Freitagnachmittag, als ich die Installation aufbaute und fand es völlig befremdlich und unverständlich, wie sich ein Arbeiter bei der Vorbereitung eines Außenanstrichs verhält. Unter der Betrachtungsweise „Malerarbeiten“ brachte er einfach keinen Sinn in meine Handlungen. Deshalb kam er abends noch einmal in den Hof, um zu klären, um was es wirklich ginge.

Auch auf mein eigenes Verhalten wirkte sich meine Installation aus: Eigentlich wollte ich die Installation sich selbst überlassen und nebenher einfach im Atelier weiterarbeiten. Auf keinen Fall wollte ich daneben stehen und erklären, „was der Künstler sich dabei gedacht hat“. Auch Zuschauerreaktionen wollte ich nicht sehen, da ihr Verhalten meiner Ansicht nach oft mehr über sie selbst aussagt, als über die künstlerische Arbeit. (Deshalb will ich als Künstler nicht unbedingt sehen, wie gesehen und reagiert wird - was mich in anderen Fällen durchaus interessiert).

Aber etwas anderes zwang mich regelrecht aus meinem Atelier in den Hof und zum wiederholten Blick aus dem Fenster: Meine soeben entstandene Arbeit. Die fragile und äußerst temporäre Tatsache ihrer bloßen Existenz und ihre Veränderung während der Ausstellungszeit. Während der Dämmerung, nachts, bei Regen und in der Stille der minimalen Beleuchtung spürte ich bei der Betrachtung der Arbeit das Vergehen der Zeit.

Zu einem Besucher sagte ich, dass es eigentlich ein kleines Wunder wäre, dass er das jetzt hier sehen könne, was er sieht. Für einen kurzen Moment war der Hof verändert worden und für diesen kurzen Moment war der Hofraum anders zugänglich, erfahrbar und wahrnehmbar. (Warum parken eigentlich sonst immer nur Autos und Fahrräder dort und warum finden dort kaum andere Nutzungen und andere Begegnungen statt)?

Da ich selbst ja nicht wusste, welche Wirkung die Arbeit im Hof entwickeln würde, wurde es mir immer wichtiger, über längere Zeiträume da zu sein und zu verstehen. Insofern war ich der ideale Betrachter der Arbeit. Niemand außer mir wird die Arbeit so intensiv wahrgenommen haben. Ihre Veränderung von Tag zu Tag und über die verschiedenen Tageszeiten hinweg. Kaum jemand wird erlebt haben, wie die Arbeit allmählich im Dunklen verschwindet. Wie die Plastiktüten durch Regen immer schwerer werden und sich nicht mehr leicht im Wind bewegen. Wie sich das Fallen von Regentropfen auf Folie anhört. Wie Folie im Wind raschelt. Niemand außer mir wird beim Klack der umfallenden Stäbe erschrocken sein oder gesehen haben, wie sich der Sand, immer mehr mit Regen vermischte – wie er grauer und schwerfälliger und körperlich unangenehmer wurde.

Ich begann mich zu fragen, wer außer mir die Wechselwirkungen mit dem vorhandenen Hofraum so genau registriert hat? Wer gespürt hat, wie die Stangen beim Wind so gerade in ihren Verankerungen halten? Hat jemand gemerkt, dass es nur die laute „80er Jahre“- Musik am Samstagabend aus dem offenen Fenster eines Mieters unter mir war, die die Atmosphäre der Arbeit stören konnte? Aufgedreht von demjenigen, der kurz vorher noch halb bemitleidend zu mir sagte, dass ja jetzt die ganze Arbeit verregnet werden würde. (Er konnte es überhaupt nicht nachvollziehen, dass ich mit nichts anderem als Regen gerechnet hätte und dass der Regen einkalkuliert war. Ja, dass der Regen sogar gefehlt hätte, wäre er ausgeblieben).

Mit dem Wind hatte ich Glück. Er blies nur ab und zu eine Holzstehle um, die ich wieder aufrichtete. Wie ein Gärtner sammelte ich dann nebenbei herangewehtes Laub auf.

Die Ausstellung der Arbeit erwies sich für mich als eine sehr angenehme Zeit. Ich hatte Zeit zum Sehen. Zeit zum Nichtstun (außer der täglichen Fotodokumentation), Zeit zum Lesen, Zeit zum Spazieren gehen. Zeit, einfach da zu sein.

Nach dieser sehr intensiven Zeit der Betrachtung und der Introspektion entstanden weitere Fragen:

Hat jemand gemerkt, dass es zweigeteilte Dachlatten waren?

Hat jemand die senkrechten Latten als geteilten Menschen verstanden?

Hat jemand bei den Plastiktüten an „Verwehen“ und damit an die Bedeutung des Wortes Nirwana gedacht?

Hat jemand bei Sand an die Vergänglichkeit des eigenen Lebens gedacht?

An das Ablaufen einer Sanduhr, die das Verrinnen der Zeit anzeigt oder an die Erfahrungen als Kind im Sand?

Hat jemand gespürt, dass es ganz zentral um Halt geht?

Um gehalten werden: Die Stele gerade so in ihrem Fuß aus Aluminiumblech. Stabilisiert mit Hilfe von Sand als Gegengewicht, das erst durch das Vermögen der Dose als haltendes Gefäß entsteht. Ebenso die am Boden liegenden Plastiktüten, gehalten und vor dem Verweht werden geschützt durch sandgefüllte Dosen. Die ganze Installation gehalten durch den Hofraum.

Von einem Besucher weiß ich, dass er den Blick in die alten ebenfalls sandgefüllten großen Bitumendosen als Schlund wahrgenommen hat. Als kleiner Abgrund, als Blick in die Tiefe, in die wir fürchten zu stürzen, wenn uns nichts hält.

Hatte jemand den Gedanken, dass auch ich selbst mit Hilfe der Installation nach Halt suche?

Dass ich versuche, durch diese Setzungen Halt zu erzeugen?

Dass ich versuche, eine eigene subtile Verankerung im Ungewissen vorzunehmen?

Irgendwo im Hier, abseits des künstlerischen Hauptstroms?

Ist es für Kunst wirklich wichtig, wer es wie gesehen hat?